

## Der historische Begriff „Ostdeutschland“ und die deutsche Landesgeschichte

von Klaus Zernack

Im politischen, vor allem tagespolitischen Sprachgebrauch ist die Bezeichnung „Ostdeutschland“ in unserem Jahrhundert raschem Wandel unterworfen, mehr noch: sie war variabel und konnte mannigfachen Zwecken verfügbar gemacht werden. Wenn eine politisch-geographische Nomenklatur ihre aktuelle Orientierungsaufgabe nicht verfehlen soll, sind solche Anpassungsbedürfnisse unabweisbar und notwendig. So bildet sich derzeit ganz folgerichtig ein politischer Ostdeutschland-Begriff für die neuen Bundesländer heraus. In bezug auf deren Vorgänger, die alte DDR, war die Deutschland-Nomenklatur eher unbestimmt; das seit 1952 in der Bundesrepublik offizielle „Mitteldeutschland“ — eine Sprachregelung, die Ostdeutschland als politischen Begriff „revisionistisch“ auf die historischen deutschen Ostgebiete jenseits der Oder und Neiße bezog — konnte sich im allgemeinen Sprachgebrauch nie wirklich durchsetzen.

Ähnliche Unfestigkeiten sind auch bei den politischen Bezeichnungen „Mitteleuropa“ und „Ostmitteleuropa“ bis heute, ja gerade heute wieder zu beobachten. Abgesehen von den politisch-nostalgischen Beschwörungen des „alten Mitteleuropa“ (promiscue „Ostmitteleuropa“), wie sie in der politischen Essayistik heute vorherrschend sind,<sup>1</sup> findet man — neben reiner Willkürlichkeit bei der Bestimmung der territorialen Reichweite — bisweilen auch pure sprachliche Unsicherheit. Wenn man, wie z. B. der Historiker Hartmut Boockmann oder der Politiker Helmut Kohl, „Mittelosteuropa“ anstelle von „Ostmitteleuropa“ sagt, stellt man die Dinge auf den Kopf. Man trifft mit dieser Metathese von Grundwort und Bestimmungswort, wie sollte es sprachlogisch auch anders sein, gerade das Gegenteil von dem, was man bezeichnen möchte. „Mittelosteuropa“, also ein mittleres Osteuropa, wäre in der Gegend von Moskau zu suchen und nicht im östlichen Mitteleuropa, das man zwischen Elbe und Bug am ehesten anzusiedeln hätte.

---

<sup>1</sup> Als Beispiel für viele mag gelten: Karl Schlögel, Die Mitte liegt ostwärts. Die Deutschen, der verlorene Osten und Mitteleuropa. Berlin 1986.

Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es, die in der Gegenwart schwankenden Bezeichnungen und Begriffe historisch zu „fixieren“, d. h. sie auf ihre jeweilige epochal-regionale Geltungsmöglichkeit in dem raum-zeitlichen Koordinatensystem der Geschichte zu untersuchen. In vorbildlicher Weise hat dies Werner Conze für „Ostmitteleuropa“ geleistet. In seinem letzten, nachgelassenen Werk hat er in einer weit ausgreifenden strukturgeschichtlichen Analyse gezeigt, wie die „spezifisch ostmitteleuropäische Problematik des 19. und 20. Jahrhunderts“ mit den mittelalterlichen Ursprüngen des geschichtlichen Raumes verbunden ist. So kommt bei der geschichtswissenschaftlichen Fixierung des „historischen Raumbegriffs“ das ganze hinter uns liegende Jahrtausend in den Blick.<sup>2</sup> Für „Ostdeutschland“ steht eine solche historische Aneignung des Begriffs noch aus. An dieser Stelle und zu diesem Zeitpunkt kann dazu freilich noch nicht mehr als eine erste flüchtige Gedankenskizze versucht werden.

Ein paar hypothetische Vorgaben sind notwendig, um den Gedankengang einer historischen Fixierung Ostdeutschlands in Bewegung zu setzen. Man darf vermuten, daß nach den Anfängen Ostdeutschlands zuvörderst dort zu fragen ist, wo ein als „deutsch“ zu bezeichnendes Staatsgebilde „Ostpolitik“ zu betreiben beginnt. Denn in der deutschen Geschichte steht damit mehr auf dem Spiel als mit „Südpolitik“ oder „Westpolitik“. Ich will damit sagen: Ostpolitik bewirkt jene Bewegungsrichtung von West nach Ost, die für die deutsche Geschichte als diese konstitutiv ist. Das bedeutet, daß das karolingische Ostreich zu einem deutschen Reich wird durch die kolonisatorische Hervorbringung von dessen östlicher (ostelbisch-ostsaalischer) Hälfte, eben „Ostdeutschlands“.

In dem west-östlichen Bewegungsverlauf unterscheidet sich die deutsche Geschichte fundamental von der fränkischen: Diese war von der Expansion aus einer Zentrallandschaft heraus — also in allen Richtungen gleichmäßig — gekennzeichnet. Auf diese Weise konnten sich sehr schnell ein Westreich, ein Mittelreich und ein Ostreich herausbilden. Anders in der Geschichte Deutschlands: Hier ist eine zentral gelegene Ausgangslandschaft, ein ursprüngliches „Mitteldeutschland“ nicht zu erkennen.<sup>3</sup> Kennzeichnend war eben die west-östliche Mobili-

<sup>2</sup> Werner Conze, *Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert*, hrsg. und mit einem Nachwort von Klaus Zernack. München 1992.

<sup>3</sup> Den bisher umfassendsten Versuch einer „historischen Fixierung“ der modernen Bezeichnung „Mitteldeutschland“, wie sie für das Elbe-Saale-Gebiet in Gebrauch gekommen ist, bietet Heinz Quirin, *Mitteldeutschland. Bemerkungen zum Ver-*

tät deutscher Geschichte, nicht eine konzentrische Entwicklung. Daher ist die Erfüllung und Beladenheit mit den Problemen der Ostpolitik der Kontext, in den die „Entstehung Ostdeutschlands“ — als ein Problem zugleich der deutsch-slavischen, insbesondere der deutsch-polnischen Beziehungen — hineingehört, d. h. die Geschichte von Deutschlands Osten ist immer zugleich die Geschichte von Polens Westen.

Dieser Prozeß der Mobilität deutscher Geschichte von West nach Ost ist während des ganzen zurückliegenden Jahrtausends abgelaufen. Er endet, für unsere historische Erfahrung gesprochen, erst 1990, am 3. Oktober. Denn erst mit der neuen Staatsbildung in Deutschland ist die Festlegung der Ostgrenze an Oder und Neiße verbunden, und zwar als Bestandteil eines komplexen völkerrechtlichen Vorgangs, der die umstrittene rechtliche Lage Deutschlands, wie sie das Potsdamer Abkommen von 1945 postulierte, überwunden hat. Die Grenzlinie im Osten Deutschlands ist damit historisch gesehen in ihre Ausgangslage zurückgekehrt: grosso modo verläuft sie entlang der Ostgrenze desjenigen Staatsgebildes, das man im 10. Jahrhundert — mit einigem Interpretationsaufwand freilich — als Reich der Deutschen (*regnum Teutonicorum*) benennen kann. (Will man es rechtlich verbindlicher fassen, so handelt es sich um den östlichen Rand des Markengürtels, den das Reich im Slavenland ostwärts von Elbe und Saale in Besitz genommen hatte.)

In dieser „Zurücknahme“ von Deutschlands Grenze zu Polen gleichsam in die Ausgangsposition deutscher Geschichte liegt einer der Gründe dafür, für 1989/90 von einer Epochenwende zu sprechen. Von 1990 an ist deutsche Ostpolitik — und darin liegt die Aufgabe, die sich für das heutige Deutschland aus der Geschichte stellt — nicht mehr mit der Mobilität Deutschlands in bezug auf seinen territorialen Bestand nach Osten hin verbunden. Eigentlich ist dies schon seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges so, doch schloß sich daran noch eine fünfundsiebenzig Jahre währende Periode der vermeintlichen Offenheit

---

hältnis von Raum und Geschichte, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters. Festschrift für Herbert Helbig zum 65. Geburtstag, hrsg. von Knut Schulz. Köln/Wien 1976, S. 164–203. Die Untersuchung Quirins ergibt nichts, was in struktureller Hinsicht den Elbe-Saale-Raum von dem kolonialen Ostdeutschland unterscheidet. Man kann vermuten, daß dieser Befund sozusagen unreflektiert hinter dem präzisierenden Sprachgebrauch „Ostmitteledeutschland“ steht, wenn in der historischen Landesforschung von dem besagten Geschichtsraum die Rede ist. Diese Begriffsbildung wäre dann sprachlogisch eine Analogie zu dem historischen Begriff „Ostmitteleuropa“.

der deutsch-polnischen Grenzfrage an. Es war ein politischer und rechtlicher Streit um eine Sache, die historisch mit der Beseitigung Preußens, der Abtrennung seiner östlichen Provinzen von Deutschland und der Vertreibung der großen Mehrzahl der deutschen Bevölkerung aus diesen Ländern entschieden war.

Beginnen hatte das Jahrtausend deutscher Ostpolitik mit dem Versuch des ottonischen Königtums im 10. Jahrhundert, zwischen Elbe und Oder, in *partibus infidelium*, Königsland zu gewinnen. Im Sorbenland gelang das. Aber in den nördlichen Ostmarken des Deutschen Reiches war frühzeitig (983) der Gegenschlag der einheimischen Bevölkerung erfolgreich. Hier kam es zu einer teilweisen Restabilisierung des slavischen Heidentums. Den erneuten Versuch seiner Überwindung durch deutsche Ostpolitik aber trug am Beginn des 12. Jahrhunderts nicht mehr — wie im Zeitalter der Ottonen — das deutsche Königtum. Jetzt waren die frühen deutschen Territorialstaaten, die sich ostwärts der Elbe auf dem Markenboden herausgebildet hatten, die Träger. Sie betrieben ihre Expansion nach Osten nicht mehr allein mit Eroberung, sondern auch mit Hilfe kolonisatorischer Strukturverbesserung. Dadurch wurden weite Teile des slavischen und baltischen Siedlungsbodens in eine Zone deutscher „Neustämme“ mit *Germania Slavica*- bzw. *Germania Baltica*-Charakter umgewandelt. Diese Neustämme der Brandenburger, Obersachsen, Mecklenburger, Pommern, Preußen und Schlesier kann man als typisch ostdeutsch bezeichnen. In diesem Sinne war seit dem 10. Jahrhundert Ostdeutschland im Entstehen begriffen. Im 15. Jahrhundert war dieser Prozeß im wesentlichen abgeschlossen, und nun hatte sich auch eine für einige Jahrhunderte stabile Grenze des Deutschen Reiches gegenüber Polen ausgebildet.<sup>4</sup>

Der Breslauer Historiker Hermann Aubin hat es mit Recht als die Leistung der ostdeutschen Territorialstaaten auf dem ostelbischen Markenboden bezeichnet, die Grenzen des mittelalterlichen Reiches nach Osten, d. h. gegenüber Polen, ausgeweitet zu haben. Demgegenüber hätten sie in der Neuzeit nur noch ihre eigenstaatliche Interessenpolitik jenseits der Reichsgrenzen verfolgt.<sup>5</sup> Das mittelalterliche Ostdeutschland wurde durch die neuzeitlichen Staatsbildungsprozes-

<sup>4</sup> Für den größeren Zusammenhang s. Klaus Zernack, Deutschlands Ostgrenze, in: Deutschlands Grenzen in der Geschichte, hrsg. von Alexander Demandt. 2. Aufl., München 1991, S. 140–165.

<sup>5</sup> Hermann Aubin, Die Ostgrenze des alten deutschen Reiches, in: Historische Vierteljahresschrift 28 (1934), S. 225–272, hier S. 226 f. Neudr. 2. Aufl., Darmstadt 1967.

se der frühmodernen und absolutistischen Monarchien, vor allem der Hohenzollern und der Habsburger, gefährlichen Dynamisierungen ausgesetzt. Infolgedessen ist der Begriff Ostdeutschland in der Neuzeit schwerer zu fixieren. Vor allem der Aufstieg Brandenburg-Preußens zur monarchischen Großmacht im 18. Jahrhundert war es, der die preußische Monarchie in ihren ostelbischen Ländern mehr und mehr als das eigentliche Ostdeutschland zur Geltung brachte, von dem sich die nicht zu Preußen gehörenden alten ostdeutschen Länder unterschieden.

Zwar gewann Ostdeutschland (und mit ihm Berlin) durch den preußischen Weg in die deutsche Einigung ein starkes Gewicht in dem neuen Reich. Doch gleichzeitig trug der preußisch-deutsche Machtstaat mit der Auflösung des alten Reichsverbandes im Deutschen Bund auch zur Diffusion des Ostdeutschland-Begriffs bei. Denn die bis 1866 feste Grenze zu Polen wurde preisgegeben und in wenigen Jahrzehnten einer gefährvollen Überdehnung auf altem zentralpolnischen Staatsgebiet ausgesetzt. Diese preußische Politik der Stärke ist schließlich in ihr Gegenteil umgeschlagen, was in der radikalen Westverschiebung des politischen Ostdeutschland-Begriffs, der sich, wie gesagt, heute auf das Gebiet der alten DDR bezieht, seinen Niederschlag gefunden hat.

Es wäre nun eine dringliche Aufgabe der deutschen Geschichtsschreibung, den gesamten Jahrtausendprozeß deutscher Ostpolitik als Geschichte Ostdeutschlands zu rekonstruieren, etwa so wie dies spiegelbildlich der polnische Historiker Gerard Labuda 1969 in seinem Buch über die „Westgrenze Polens“ getan hat. Allein die Energien dafür sind in Deutschland auf bemerkenswerte Weise unscheinbar.<sup>6</sup> Doch ist jetzt zu hoffen, daß die Erfahrung der Epochenwende von 1990 dem historischen Sinn zugute kommen und auch diesem schwierigen Thema neue Aufmerksamkeit zuteil werden wird.

Die dafür zuständige Disziplin, die Landesgeschichte Ostdeutschlands, befindet sich noch immer in einer tiefen Krise, nachdem sie nach 1945 regelrecht in die Stagnation geraten war. Gewiß sind ihre Gegenstände, die historischen ostdeutschen Länder, also Pommern, Ost-

---

<sup>6</sup> Letztlich bleibt Hermann Aubins knapp fünfzig Seiten umfassender Aufsatz über die Ostgrenze des alten deutschen Reiches von 1934 (wie Anm. 5) bis heute die wichtigste Präsentation des historischen Problemzusammenhangs der Geschichte Ostdeutschlands. Dieser Befund stellt sowohl der deutschen Geschichtssynthese — trotz ihrer augenblicklichen verlegerischen Hochkonjunktur — als auch der deutschen Landesgeschichte ein schlechtes Zeugnis aus.

und Westpreußen, Ostbrandenburg und Schlesien, durch den Untergang Preußens und des Reiches zum größten Teil in andere *nationale* Lebenszusammenhänge geraten. Doch das bedeutet nicht, daß diese Länder damit aus dem *historischen* Lebenszusammenhang der deutschen Geschichte herausgetreten sind.

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Geschichte der ostdeutschen Länder als historisches Forschungsobjekt nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer Domäne der polnischen Geschichtswissenschaft geworden ist. Trotz aller Bemühungen unserer Historischen Kommissionen für die einzelnen ostdeutschen Länder ist es evident, daß wir in Deutschland mit dem institutionellen, personellen und auch national-kulturellen Aufwand, der für diese Arbeit in Polen bisher zur Verfügung stand, nicht haben konkurrieren können. Von Einzelfällen abgesehen, waren wir nicht in der Lage, auf die wissenschaftliche Produktion Polens überhaupt noch kritisch zu reagieren.<sup>7</sup> Im ganzen gesehen ist der Zustand so, wie ihn Hartmut Boockmann im Frühjahr 1989 beschrieben hat: Landesgeschichte in Deutschland sei im Westen rhein-donauländische Heimatkunde und im Osten eine strikt auf das Gebiet der alten DDR begrenzte Regionalgeschichte.<sup>8</sup>

Was 1945 als Sowjetische Besatzungszone bzw. später als DDR von Ostdeutschland übriggeblieben war, geriet in eine eigentümliche Isolierung und Distanzierung gegenüber seinem östlichen Nachbarland Polen. Die Geschichtswissenschaft der DDR kümmerte sich vor allem um sich selbst und ihre Legitimationsaufgaben für den Staat, also um die Begründung der historischen Folgerichtigkeit der Existenz der DDR. Das hatte auch die Umstrukturierung des Gegenstandes der ostdeutschen Landesgeschichte in Regionalgeschichte der DDR sowie die konsequente Ignorierung der ostdeutschen Geschichte ostwärts von Oder und Neiße zur Folge. Aber auch im Westen beschränkte sich die sogenannte DDR-Forschung strikt auf die Zeitgeschichte und entwickelte keine Vorstellung von der Zugehörigkeit des Gegenstandes zu einem größeren Kontext ostdeutscher Geschichte. Dieser Befund wurzelt natürlich in dem komplizierten politischen Sachverhalt, daß mit dem Zusammenbruch Preußens und des Deutschen Reiches

<sup>7</sup> Ausführlicher dazu Klaus Zernack, *Preußens Ende und die ostdeutsche Geschichte*. Braunschweig 1989; auch in: Klaus Zernack, *Preußen — Deutschland — Polen. Aufsätze zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen*, hrsg. von W. Fischer und M. G. Müller. Berlin 1991, S. 65–83.

<sup>8</sup> Hartmut Boockmann, *Deutsche Geschichte ist mehr als rhein-donauländische Heimatkunde. Die ostdeutsche Geschichte wird in der Bundesrepublik zu wenig erforscht*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 22. Mai 1989, S. 12.

weite Teile von Deutschlands Osten zum Westen Polens geworden waren.

Doch dies zu konstatieren, genügt nicht. Wir müssen auch nach den innerwissenschaftlichen Gründen für den in dieser Konsequenz erstaunlichen Vorgang der gleichsam historiographischen Polonisierung der ostdeutschen Gebiete fragen. Gerade weil vielfache Anstrengungen in Gang gekommen sind, einen neuen Anfang für die Landesgeschichte des historischen Ostdeutschland zu finden, müssen die inneren Gründe für das Debakel dieser Disziplin in den letzten fünfzig Jahren aufgedeckt werden. Es ist unvermeidlich, dafür weiter in die Fachgeschichte zurückzugreifen. Freilich steht man als Berliner Historiker den Problemen, die dabei traditionskritisch zu erörtern sind, zugleich mit Nähe und Distanz gegenüber.<sup>9</sup>

Denn Berlin verdankte wesentliche Impulse seines geschichtlichen Lebens überhaupt jener eingangs erörterten west-östlichen Bewegungsrichtung, die die Geschichte Deutschlands seit ihren Anfängen kennzeichnet. So gesehen hat Berlin ein großes inneres Erfahrungspotential in bezug auf ostdeutsche Geschichte, d. h. vor allem ihren *Germania Slavica*-Charakter und ihr Eingebundensein in deutsch-slavische Beziehungen. Damit ist auch der Lebensnerv der Geschichte der ostdeutschen Länder angesprochen.

Doch entwickelten sich in diesen — von Mecklenburg bis Kärnten wie auch in Berlin — recht verschiedene Sichtweisen gegenüber den Ostproblemen der deutschen Geschichte.<sup>10</sup> Eine gewisse Führungsrol-

<sup>9</sup> Ich folge hier meinen ausführlichen Darlegungen in dem Aufsatz: „Deutschland und der Osten“ als Problem der historischen Forschung in Berlin, in: *Geschichtswissenschaft in Berlin*, hrsg. von Wolfgang Ribbe, Berlin 1992 (im Druck).

<sup>10</sup> Gute Beobachtungen für die Landschaften Mecklenburg, Pommern und Brandenburg enthält die ungedruckte Magisterarbeit von Nikolai von Schoepff, *Die deutsche Kolonisation in den Elbmarken in der vorrevolutionären Historiographie Rußlands*, Berlin 1988, S. 72 ff. Sieher ferner die forschungsgeschichtlichen Bemerkungen in dem Aufsatz von Wolfgang H. Fritze, *Die Begegnung von deutschem und slavischem Ethnikum im Bereich der hochmittelalterlichen deutschen Ostsiedlung*, in: *Siedlungsforschung. Archäologie — Geschichte — Geographie* 2 (1984), S. 187–219, hier S. 187–189; Werner Mägdefrau, *Zur Beurteilung der mittelalterlichen deutschen Ostexpansion in der bürgerlichen Geschichtsschreibung von Herder bis Treitschke*, in: *Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas* 9 (1966), S. 277–285; Gerard Labuda, *The Slavs in Nineteenth Century German Historiography*, in: *Polish Western Affairs* 10 (1969), 2, S. 177–234.

<sup>11</sup> Siehe dazu die zahlreichen Arbeiten Eduard Winters und seines Kreises, vor allem: *Halle als Ausgangspunkt der deutschen Rußlandkunde im 18. Jahrhundert*, Berlin 1953, sowie: *Die Pflege der west- und südslavischen Sprachen in Halle im 18. Jahrhundert*, Berlin 1954.

le hatte zunächst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Halle inne,<sup>11</sup> aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Leipzig mehr und mehr zum Zentrum für Forschungen, in denen viele Disziplinen (wie Historische Landeskunde, Geographie, Volkskunde, Ökonomie, die Philologien und die allgemeine Geschichte) die großen Themen der Geschichte Ostdeutschlands und der deutsch-slavischen Beziehungen aufgegriffen haben.<sup>12</sup> Das Interesse an diesen Fragen war durchaus auch zeitpolitisch bestimmt; es war nicht zuletzt motiviert durch das Wachstum der nationalen Unabhängigkeitsidee bei den slavischen Nachbarvölkern. Wenn es nach 1871 hier und da zur Verstärkung volksgeschichtlicher Akzente in der Landesgeschichte (was in sich schon ein Widerspruch war) kam, dann war das durchaus eine Reaktion auf die beträchtliche Resonanz der nationalen Bewegungen bei den slavischen Nachbarn Deutschlands in immer breiteren sozialen Schichten. Und gerade die nationale Geschichtswissenschaft war ein wichtiges Element, ja sogar eine wortführende Kraft bei der Emanzipation der imperial unterdrückten Völker. Besonders in Sachsen schien man sich darauf einzustellen, und bis weit in die zwanziger Jahre hat die Bedeutung Leipzigs als ein Zentrum dessen, was man bald „Deutsche Ostforschung“ nennen sollte, angehalten. Die volksgeschichtliche Sichtweise gewann dabei aus den angedeuteten politischen Motiven enorm an Boden.<sup>13</sup>

Die deutsch-österreichische Geschichtswissenschaft stand dem im 19. Jahrhundert — vor allem in Wien und Prag — kaum nach. Auch hier gab es die charakteristische Doppelperspektive auf Landesgeschichte und deutsche Volksgeschichte im Berührungsbereich mit den slavischen und magyrischen Nachbarn.<sup>14</sup> Natürlich hielt auch die schlesische Forschung mit ihrem Zentrum an der Breslauer Universi-

<sup>12</sup> Deshalb ist es zu begrüßen, daß Leipzig als Standort in Aussicht genommen ist für ein neues interdisziplinäres „Zentrum für Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas“, das auf Grund der Empfehlungen des Wissenschaftsrates in der Entstehung begriffen ist.

<sup>13</sup> Walter Schlesinger, Stand, Probleme und Aufgaben der ostmitteldeutschen Landesgeschichte, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 34 (1970), S. 130–157; vgl. auch Louise Schorn-Schütte, Karl Lamprecht, Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik. Göttingen 1984; Herbert Helbig, 50 Jahre Institut für deutsche Landes- und Volksgeschichte (Seminar für Landesgeschichte und Siedlungsgeschichte) an der Universität Leipzig, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 19 (1957), S. 55–77.

<sup>14</sup> Heinrich Ritter von Srbik, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart. Bd. 2, München/Salzburg 1951, S. 80 ff.; Ferdinand Seibt, Der Nationalitätenkampf im Spiegel der sudetendeutschen Geschichtsschreibung 1848–1938, in: Stifter-Jahrbuch 6 (1959), S. 18–38.



tät ihren Blick nach Osten geöffnet. Sie hatte sogar frühzeitig mit Richard Roepell und Jacob Caro eine besondere Zuständigkeit für mehr als nur ostdeutsche Landesgeschichte — man könnte sagen: für „Landeskunde“ Ostmitteleuropas — durch solide polengeschichtliche Forschungen entwickelt.<sup>15</sup> Erst später bildete sich auch hier ein Vorrang an volksgeschichtlichen, d. h. ganz auf das Deutschtum gerichteten Fragestellungen heraus. Zunächst aber wurde überall mit einem breiten Spektrum methodischer Zugänge zu den landesgeschichtlichen Gegenständen und mit vielfältigen Erträgen gearbeitet.

Demgegenüber hatten in Berlin und in den preußischen Kernlandschaften die Fragen der staatlich-dynastischen Geschichte ein viel größeres Gewicht. Preußens Zugehörigkeit zu den „Großen Mächten“ war hier im Anschluß an Ranke das Hauptthema. Damit formierte sich in der Berliner Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts jene borussische Grundauffassung vom deutschen Beruf Preußens, die lange nachgewirkt hat.<sup>16</sup> Indes haben die landesgeschichtlichen Grundlagen der preußischen Geschichte in den Expansionslandschaften Brandenburg-Preußens, also jene Fragen, die das Problem der Geschichte Ostdeutschlands komplex ausmachen, die Universitätshistorie in Berlin lange kaum interessiert.

Doch fand die Berliner Geschichtsforschung auf anderen Wegen, nämlich in der um 1840 einsetzenden Tätigkeit landesgeschichtlicher Vereine — also außerhalb der Universität — die ersten Zugänge zu den Fragen ostdeutscher Landesgeschichte und den deutsch-slavischen Beziehungsproblemen. Einen zweiten Schub in dieser Richtung gab es um 1880, in jenen Jahren, in denen allerorten die Landesgeschichte blühte und Historische Kommissionen in einzelnen Provinzen und Ländern entstanden. Es war die Zeit, in welcher der von Georg von Below konstatierte Wandel zu einer realistischen Geschichtsschrei-

<sup>15</sup> Gotthold Rhode, Die Geschichte Polens in der deutschen Geschichtsschreibung, in: Nationalgeschichte als Problem der deutschen und der polnischen Geschichtsschreibung. Braunschweig 1983, S. 107-130, zu Roepell und Caro S. 111-113; Hans Markgraf, Der Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Breslau 1896; Wilhelm Dersch, Vierzig Jahre Schlesische Geschichtsforschung, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 65 (1932), S. 1-53.

<sup>16</sup> Heinrich Ritter von Srbik, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart. Bd. 1, München/Salzburg 1950, S. 355 ff.; Georg G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart. München 1971, S. 86 ff.; Joachim Streisand (Hrsg.), Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft. Bd. I, Berlin 1963, S. 271 ff.

bung Früchte trug.<sup>17</sup> Andererseits machten sich auch die weiterreichenden und tiefergehenden Wirkungen der Reichsgründung bemerkbar: Der von Berlin aus auf die Zentrallandschaft des neuen Reiches gerichtete Forscherblick sah schon hier mehr als nur märkische Probleme. Freilich ging dabei die stärkste Faszination von denjenigen Epochen aus, in denen sich realgeschichtlich die Zusammenführung der brandenburgischen und der preußischen Geschichte abgespielt hatte, d. h. den anderthalb Jahrhunderten vom Regierungsantritt des Großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrichs des Großen. Es war also wiederum die politische Geschichte der brandenburgisch-preußischen Staatsbildung, die bis in die Jahre des Ersten Weltkriegs hinein, eigentlich bis zum Zusammenbruch der Monarchie im Vordergrund des Interesses stand. Doch ist nicht zu übersehen, daß sich um dieses zentrale Interessengebiet herum ein reiches Spektrum „systematischer“, auf das Ganze der historischen Erfassung des preußischen Ostdeutschland gerichteter Aspekte gruppierte, die sich langsam stärker entfalteten: Provinzialgeschichte also, wie man die Landesgeschichte jetzt lieber bezeichnete, aber auch Recht und Verwaltung, Wirtschaft, Kunst und Bildung sowie Bevölkerung und Siedlung kamen hier gleichmäßig zur Sprache. Die historische Landeskunde war im Wachsen begriffen.

Daneben aber hatte sich in Preußen eine zweite Linie der Beschäftigung mit den Ostproblemen ausgebildet. Auch sie hängt mit den Änderungen um 1880 zusammen, ist aber von größerer Politiknähe gezeichnet. Rußlandhistorie als Medium der Politikberatung stand dabei im Vordergrund, denn das lange kooperative, wenn auch spannungsvolle Verhältnis Preußen-Deutschlands und Österreich-Ungarns zu Rußland änderte sich nach 1890 fundamental. Eine ganze Wissenschaftsdisziplin, die Osteuropäische Geschichte,<sup>18</sup> verdankt dem ihre Entstehung in Berlin und Wien. Aber — und das ist für unsere Frage wichtig — in Posen war derweil Otto Hoetzsch bemüht, an der Königlich-akademischen Akademie auch ein Forschungsprogramm für den „preußi-

<sup>17</sup> Siehe den Beitrag von Gerd Heinrich, Brandenburgische Landesgeschichte und preußische Staatsgeschichte. Universitäten, Hochschulen, Archive, Historische Gesellschaften und Vereine, in: Geschichtswissenschaft in Berlin, wie Anm. 9.

<sup>18</sup> Herbert Giertz, Das Berliner Seminar für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde (bis 1920), in: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas 10 (1967), S. 183 ff., sowie Klaus Zernack, Bemerkungen zur Geschichte und gegenwärtigen Lage der Osteuropahistorie in Deutschland, in: Europa Slavica — Europa Orientalis. Festschrift für Herbert Ludat zum 70. Geburtstag, Berlin 1980, S. 542-559.

schen und slavischen Osten“ zu entwickeln und ein entsprechendes Institut aufzubauen. Es war ein Programm, das erkennen läßt, wie sich im preußisch-deutschen Verständnis eine fächerübergreifende „Ostlandkunde“ ausbildete und sich zunächst als etwas Eigenes neben die ostdeutsche Landesgeschichte bzw. preußische Provinzialgeschichte im Osten stellte.<sup>19</sup> Nach dem Ende der Monarchie änderten sich Umfang, Aktualität und offizielles Interesse an dieser „Ostkunde“ in ungeahntem Maß und rissen auf weite Strecken die traditionelle Landesgeschichte mit sich.

Das war gewiß ein „Paradigmenwechsel“. Angesichts des Zusammenbruchs des Ancien Régime der drei großen Kaisermächte im Osten trat an die Stelle der alten ostraumhegemonialen Geschichtskonzeption, die auch noch das Fundament der „Ostlandkunde“ gebildet hatte, eine volksgeschichtliche, genauer noch: volks- und kulturbodengeschichtliche Interpretation Ostdeutschlands und Ostmitteleuropas. Und zwar sollte mit der Rekonstruktion des deutschen Volks- und Kulturbodens im Osten die Berechtigung von nationalen Geschichts- und Staatskonzeptionen der befreiten Völker in Ostmitteleuropa unterwandert und die historische Unbegründetheit der Versailler Staatenordnung erwiesen werden.

„Volksgeschichte“ als Kampfbegriff gegen die „staatlichen Abmarkungen“ (H. Aubin) erhielt jetzt einen ganz anderen Sinn als in der Landesgeschichte des 19. Jahrhunderts, wo es um die ethnischen Komponenten umfassend verstandener Bevölkerungsgeschichte in einzelnen Ländern gegangen war. Die Wandlungsfähigkeit des Volksbegriffes von einem geschichtlichen zu einem ahistorischen und schließlich biologischen Begriff erweckt heute Staunen. Selbst bei einem so fest in der landeskundlichen Methode verwurzelten Forscher wie Rudolf Kötzschke sind die Ansätze für die Rassenideologie nicht zu übersehen.<sup>20</sup> So ging es bei der zentralen Frage für die neue Ostfor-

<sup>19</sup> Gerd Voigt, *Otto Hoetzsch 1876–1946. Wissenschaft und Politik im Leben eines deutschen Historikers*. Berlin 1978, S. 49–68; s. auch Uwe Liszkowski, *Osteuropaforschung und Politik. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken und Wirken von Otto Hoetzsch*. 2 Bde., Berlin 1988. — Die Königliche Akademie in Posen bestand seit 1903. Mit ihrer Gründung sollten offensichtlich die Forderungen des polnischen und des deutschen Bürgertums der Stadt nach einer Universität zum Schweigen gebracht werden, s. Gerd Voigt, a. a. O., S. 28–48.

<sup>20</sup> Walter Schlesinger, *Die mittelalterliche deutsche Ostbewegung und die deutsche Ostforschung*, in: *Deutsche und europäische Ostsiedlungsbewegung. Referate und Aussprachen der wissenschaftlichen Jahrestagung des Herder-Forschungsrates vom 7. bis 9. März 1963*. Als Ms. gedr. Marburg 1964, S. 7–46, hier S. 27 f.; breiter noch Heinrich Ritter von Srbik, wie Anm. 14, S. 337 ff.

schung, bei der mittelalterlichen Ostkolonisation, nicht um deren Erforschung als „historisches Beziehungsgefüge Ostmitteleuropa“, wie wir heute sagen würden, sondern um die Stilisierung der Kolonisation als Großtat und höchste Leistung des deutschen Volkes.<sup>21</sup> Für Hermann Aubin wird die „Ostbewegung“ über Jahrhunderte hinweg zum Volksbewußtsein.<sup>22</sup> Schon frühzeitig geriet diese neue volksgeschichtliche Ostkunde, die sich nun selbst gern als „Deutsche Ostforschung“ bezeichnete, in ihrem streckenweise dilettantischen Urteil, in dem sich ständige Appelle an höchste Wissenschaftlichkeit mit politischen Kampfparolen gegen die östlichen Nachbarn verbanden, international in die Isolierung.

Doch hatte sich diejenige Disziplin, die für eine unbefangene ostdeutsche Landesgeschichte die wichtigste Schwesterwissenschaft hätte bilden müssen, die Slavistik, von solcher „Ostforschungsbewegtheit“ — in Deutschland zumindest, weniger aber in Böhmen — fernhalten können. In der Slavistik kritisierte man offen den philologischen Dilettantismus der deutschen Geschichtswissenschaft in ihrem Umgang mit den Problemen der östlichen Nachbarländer. Vor allem bemängelten die Philologen die Unkenntnis der Historiker in bezug auf die osteuropäischen Nationalhistoriographien.<sup>23</sup> Doch noch ehe eine solche Kritik fruchten konnte, wurde die Entwicklung von dem Einbruch des Nazismus eingeholt. In ihrer eigentümlichen Selbstpolitisierung war die „Ostforschung“ jetzt auch offen für die rigiden Ansprüche des Regimes auf politische Instrumentalisierung.<sup>24</sup>

Daß unter diesen Bedingungen die Fragestellungen der Geschichte Ostdeutschlands und der deutsch-slavischen Beziehungen kaum noch Entwicklungschancen als disziplinäre Landesgeschichte hatten, läßt

<sup>21</sup> Karl Hampe, *Der Zug nach dem Osten. Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter*. Leipzig/Berlin 1929, 5. Aufl. 1939.

<sup>22</sup> Hermann Aubin, *Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung*, Leipzig 1939, S. 1.

<sup>23</sup> Heinrich Felix Schmid, Reinhold Trautmann, *Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik. Ein Programm*. Leipzig 1927.

<sup>24</sup> Die Bearbeitung der Geschichte der deutschen Ostforschung in der nationalsozialistischen Ära steckt noch in den Anfängen. Verhältnismäßig zahlreich waren die Beiträge aus der DDR, deren Polemik aber mehr gegen die „imperialistische Ostforschung“ in Westdeutschland als Nachfolgerin der „faschistischen Ostforschung“ gerichtet war, als daß sie diese kritisch analysierte. Zuletzt s. Christoph Kleßmann, *Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 7/84*, Februar 1984, S. 33–45; sowie M. Burleigh, *Germany Turns Eastwards. A Study of „Ostforschung“ in the Third Reich*. Cambridge 1988, eine materialreiche, aber zu vordergründig personen- und institutionengeschichtlich verfahrenende Studie.

sich wohl begreifen. Freilich sind wie immer in solchen Situationen die Nischen zu beachten, in denen nüchtern forschendes Studieren möglich war. Hier wurden die Chancen genutzt. Ein eindrucksvolles Beispiel für eine genuine Leistung innovativer landesgeschichtlicher Forschung über Ostdeutschland ist Herbert Ludats Dissertation über die ostdeutschen Kietze von 1935.<sup>25</sup> Das Buch liest sich heute nach gut fünfzig Jahren als ein frühes Zeugnis moderner geschichtswissenschaftlicher Ostmitteleuropaforschung, beruhend auf landeskundlicher Materialdichte, philologischer Präzision und universaler Orientierung. In der intensiven Auseinandersetzung mit der Forschungstradition der slavischen Nachbarländer, d. h. in einer Durchbrechung des *Slavica non leguntur*-Prinzips nicht durch allein technisch verfügbares Sprachwissen, sondern im Sinne der Einbeziehung slavischer Kulturen in die europäische Tradition, vermochte sich — wie dieses Beispiel zeigt — an landesgeschichtlichen Fragestellungen eine neue Qualität von Ostdeutschlandforschung im Kontext Ostmitteleuropa zu entwickeln, die auch die Grundlage für eine Immunisierung gegen die nationalistisch politisierte Ostforschung bot.

Im Zweiten Weltkrieg wurde die Zuflucht in die stillen Winkel schwieriger, und mit dem Untergang des preußisch-deutschen Ostens im Inferno des Jahres 1945 verstummte die Stimme der Wissenschaft überhaupt und für viele Jahre. Es wirkte dabei vieles zusammen. Die traditionsreichen Forschungsstätten von Königsberg bis Breslau waren verloren, und die nazistische Ostforschung hatte eine schlimme Tradition hinterlassen. Natürlich war nicht die ganze Vielfalt der ostdeutschen Geschichtsforschung von der Überformung und Überbürdung durch einen viel weiterreichenden Verbund nationalsozialistischer Ostwissenschaften betroffen gewesen. Dennoch ist es höchst erstaunlich, daß sich mit dem „neuen Anfang der Ostforschung“, wie man 1952 sagte, kein Anlauf zu einer kritischen Selbstbesinnung verband. Im Vordergrund stand vielmehr das Bemühen zu retten, was zu retten war, zu versammeln, was den Westen Deutschlands erreicht hatte, zumal man in der SBZ/DDR von Anfang an gänzlich andere Wege beschritt.

Schwerlich wollte man in Westdeutschland nach 1945 die ostdeutsche Landesgeschichte wirklich „neu konstituieren“, wie Hartmut

---

<sup>25</sup> Herbert Ludat, *Die ostdeutschen Kietze*. Bernburg 1936. Fast fünfzig Jahre danach erschien 1984 ein Neudruck mit einem kritischen Forschungsbericht als Nachwort des Verfassers.

Boockmann gemeint hat.<sup>26</sup> Schon das Fehlen jeglicher Bereitschaft zu Traditionskritik spricht dagegen. Die Ostforschung hatte mit der Auflösung des Landesbegriffs zugunsten der Volksgeschichte den Gegenstand der Landesgeschichte vollkommen destruiert, und für die Methode gilt dasselbe. Daran ändert auch nichts die „Entdeckung“ der sozialgeschichtlichen Ansätze in der volks- und deutschumshistorischen Fragestellung der Ostforschung. Christoph Kleßmanns Frage, ob die Ostforschung „politisch reaktionär, aber methodologisch progressiv und zukunftsweisend“ gewesen sei,<sup>27</sup> beantwortet sich von selbst: Die Ostforschung verlor mit dem Landesbegriff die Grundlage der Landesgeschichte aus den Augen und beraubte sich in ihrer philologischen Verkümmern — in diesem Falle der slavistischen — ihrer wichtigsten Verstehensgrundlagen und ihres quellenkritischen Werkzeugs. Außerdem: Die „deutsche Ostkunde“ hatte sich programmatisch der polnischen Wissenschaft entgegengesetzt, die ein ebenso historisches Interesse an den landesgeschichtlichen Gegenständen Ostdeutschlands hatte, sie allerdings als Polens Westen betrachtete. Jeder Lothringen-Historiker z. B., der nicht französisch könnte und kein Kenner der französischen Landesforschung wäre, gäbe eine lächerliche Figur ab. *Polonica non leguntur* aber war gute Tradition in der deutschen Ostforschung.

So war mit dem Verlust eines definierten Gegenstandsverständnisses an dem Land als Ganzem auch der Verlust der Dialogbereitschaft mit der wichtigen Partnerwissenschaft einhergegangen. Wenn man dieser überhaupt begegnen wollte, dann nur in der Konfrontation. Man muß es unumwunden aussprechen: daß es keinen präzise artikulierten Bruch mit dieser Tradition gegeben hat, macht den „neuen Anfang der Ostforschung“ von 1950 ff. so fragwürdig. Und es gab nicht nur keinen Bruch, vielmehr verwischte Herrmann Aubin programmatisch den fundamentalen Tatbestand, daß die deutsche Wissenschaft, von Ausnahmen abgesehen, einer wirklichen Auseinandersetzung mit der polnischen Sicht auf Ostdeutschland aus dem Wege gegangen war.<sup>28</sup> Dabei ist sie auch in großem Umfang bis auf den heutigen Tag geblieben, was sich nun darin niederschlägt, daß es der ostdeutschen Landesgeschichte an deutschen Universitäten in West

<sup>26</sup> Hartmut Boockmann, wie Anm. 8.

<sup>27</sup> Christoph Kleßmann, *Osteuropaforschung und Lebensraumpolitik*, wie Anm. 24, S. 35.

<sup>28</sup> Hermann Aubin, *An einem neuen Anfang der Ostforschung*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 1 (1952), S. 14.

und Ost an wissenschaftlichem Nachwuchs, der immer ein slavistisch gebildeter sein müßte, fehlt.

So dürfte sich auf wissenschaftsgeschichtliche Weise erklären, warum die Geschichtswissenschaft in beiden deutschen Staaten vor 1989 nur sehr begrenzt in der Lage war, auf die polnische Herausforderung zur Auseinandersetzung produktiv einzugehen. Dabei war die Resonanz- und Kritikbedürftigkeit der polnischen Forschung über die „Wiedergewonnenen Gebiete“ — wie das historische Ostdeutschland in der Volksrepublik Polen hieß — größer geworden, und sie wachsen noch immer angesichts des relativ starken Alleingelassenseins der polnischen Forschung mit sich. Kritik kam bisher ein wenig von den Angelsachsen, kaum aus Frankreich, sie kam gar nicht aus der DDR — der „natürliche Partner“ wären wir Westdeutschen gewesen. Wo wir diese Rolle mit Nutzen und Ertrag wahrgenommen haben, wie etwa in der Historischen Kommission zu Berlin,<sup>29</sup> im Herder-Institut in Marburg oder im Nordostdeutschen Kulturwerk in Lüneburg, gewiß auch in Vereinen und Arbeitskreisen, ruhte alles auf wenigen Schultern. Eine akademische Breitenwirkung, die wie in Polen zur Heranbildung einer tragfähigen Personalbasis im wissenschaftlichen Nachwuchs geführt hätte, hat es in Deutschland bei der Beschäftigung mit ostdeutscher Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg bisher nicht gegeben.

Noch im Frühjahr 1989 schrieb Hartmut Boockmann angesichts dieser Lage mit Recht, daß „die Chancen der ostdeutschen Geschichte“ nicht groß seien.<sup>30</sup> Aber inzwischen, drei Jahre danach, sieht es anders aus, zumindest was die politischen Voraussetzungen betrifft. Vielleicht erwachsen jetzt aus dem „Aktionsprogramm der Bundesregierung zur Förderung der ostdeutschen Kulturarbeit“ von 1989 Konsequenzen, die auch Entwicklungschancen für die ostdeutsche Landesgeschichte an den Universitäten und in der außeruniversitären Forschung eröffnen. Erste Ansätze dazu könnte man in dem „Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte“ in Oldenburg sowie in der Einrichtung einer Arbeitsgruppe zur Vorbereitung eines „Zentrums für Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas“ in den neuen Bundesländern erblicken. Daß es für einen erneuten „neuen Anfang“ der Ostforschung — wenn man denn von einem solchen sprechen

<sup>29</sup> Die Historische Kommission zu Berlin gibt die einzige Fachzeitschrift für die gesamte Geschichte Ostdeutschlands heraus, nämlich das Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands. Es steht im 40. Jahrgang. Zum Namen der Zeitschrift s. Bd. 39 (1990), S. V f.

<sup>30</sup> Wie Anm. 8.

wollte — auf die wissenschaftliche Zugehörigkeit der Geschichte Ostdeutschlands zur Geschichte Ostmitteleuropas ankommt, wird von den beteiligten Wissenschaftlern heute verstanden.

Damit knüpfen unsere Betrachtungen wieder an ihren Anfang an. Wenn sich das moderne fachwissenschaftliche Verständnis allgemein durchsetzen soll, bedarf der historische Ostdeutschlandbegriff,<sup>31</sup> der sich vorläufig noch von dem unterscheidet, den das Aktionsprogramm der Bundesregierung zum Ausdruck bringt, der genauen Klärung. Offiziell lautet der Rahmenbegriff „ostdeutsche Kulturarbeit“, ist also weiter volkstumsbetont und insofern ostforschungstraditionell und nicht innovatorisch. Dieser Begriff umfaßt die ostdeutschen Reichsprovinzen und die historischen deutschen Siedlungsgebiete in Ostmitteleuropa, Südosteuropa und Osteuropa, steht also der Auffassung vom deutschen Volks- und Kulturboden noch sehr nahe.

Demgegenüber ist der Ostdeutschlandbegriff der historischen Ostmitteleuropaforschung — so wird man wohl im Anschluß an Walter Schlesinger die Forschungsrichtung nennen können, der die partielle Verwissenschaftlichung ostdeutscher Landesgeschichte nach 1945 überhaupt zu verdanken ist — eher strukturgeschichtlich begründet. Er besagt: Ostdeutsche Geschichte ist ihrer Struktur nach *Germania Slavica*- und *Germania Baltica*-Geschichte. Sie steht in einem Spannungsverhältnis und Durchdringungsprozeß zwischen dem deutschen Osten und dem slavischen Westen. Ein solcher Ostdeutschlandbegriff reicht über einzelne Landesgeschichten hinaus. Weil er historisch-genetisch an der Elbe-Saale-Linie im Westen im 10. Jahrhundert ansetzen kann, und von hier aus seine Gültigkeit für den gesamten Entstehungsprozeß der deutschen Neustämme behauptet, ist er durch keine kleinerräumigen Begriffe, zu denen etwa Mitteldeutschland gehören könnte, zu ersetzen. Denn struktur- und kulturgeschichtlich gibt es nur West und Ost in der deutschen Geschichte. Niemand hat dies klarer zum Ausdruck gebracht und historisch begründet als Hermann Aubin<sup>32</sup> und Walter Schlesinger.<sup>33</sup> Das deutsche

<sup>31</sup> Es sollte klar geworden sein, daß mit einem „historischen Begriff“ nicht ein irgendwo überlieferter Quellenbeleg gemeint ist, sondern ein geschichtswissenschaftliches Kunstwort, ein *terminus technicus*.

<sup>32</sup> Wie Anm. 5.

<sup>33</sup> Walter Schlesinger, West und Ost in der deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters, in: Festgabe für Paul Kirn zum 70. Geburtstag, dargebracht von Freunden und Schülern, hrsg. von E. Kaufmann, Berlin 1961, S. 111–131. Neudr. in: Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 2: Städte und Territorien. Göttingen 1963, S. 233–253 (mit Nachbemerkenungen).



Volk besteht aus westdeutschen Altstämmen und ostdeutschen Neustämmen. In seiner Ost-West-Struktur entspricht Deutschland dem europäischen Kontinent im Ganzen — im Sinne der Halecki'schen Gliederung in Alteuropa und Neueuropa.

Für die Wissenschaft im zusammenwachsenden Europa gilt es, die neue Weltlage im Großen für die Verbesserung auch im Kleinen zu nutzen. Die Öffnung der Grenzen zwischen Ost und West ermöglicht jetzt den konsequenten Ausbau aller Ansätze einer kooperativen, partnerschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte Ostdeutschlands, die zugleich als die Geschichte von Polens Westen begriffen werden muß. Dazu brauchen wir das Interesse der jungen Generation.<sup>34</sup> Es kommt darauf an, sie von der Unentbehrlichkeit eines zweiten, eines revisionistischen Durchgangs durch die Probleme der deutschen Ostforschung zu überzeugen, bei dem nicht mehr die volksgeschichtliche Separation interessiert, sondern das Zusammenwirken der Völker in Geschichte und Wissenschaft gefragt ist.

---

<sup>34</sup> In diesem Sinn ist um Verständnis bemüht Hartmut Boockmann, *Deutsche Geschichte und die Geschichte Ostdeutschlands*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 9 (1991), S. 563–574. In die Zukunft weisend sind auch die nachdenklichen Reflexionen von Wolfgang Kessler, *Aspekte ostdeutscher Landesgeschichte*. Lüneburg 1989 (Lüneburger Vorträge zur Geschichte Ostdeutschlands und der Deutschen in Osteuropa. 1.). Das Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands will mit seinen Forschungsberichten unter der Rubrik „Historische Landschaften“ des östlichen Mitteleuropa in der Forschung“ (seit 1989) auf Desiderate der modernen Landesgeschichte Ostdeutschlands als Bestandteil Ostmitteleuropas aufmerksam machen.

TABLE 1	
Year	Value
1970	100
1971	105
1972	110
1973	115
1974	120
1975	125
1976	130
1977	135
1978	140
1979	145
1980	150
1981	155
1982	160
1983	165
1984	170
1985	175
1986	180
1987	185
1988	190
1989	195
1990	200
1991	205
1992	210
1993	215
1994	220
1995	225
1996	230
1997	235
1998	240
1999	245
2000	250
2001	255
2002	260
2003	265
2004	270
2005	275
2006	280
2007	285
2008	290
2009	295
2010	300
2011	305
2012	310
2013	315
2014	320
2015	325
2016	330
2017	335
2018	340
2019	345
2020	350
2021	355
2022	360
2023	365
2024	370
2025	375
2026	380
2027	385
2028	390
2029	395
2030	400